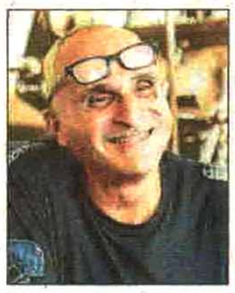
KULTUR-KOLUMNE

Bis neulich



VON JOSÉ F.A. OLIVER

Vor ein paar Tagen in Frankfurt a. M., genauer verortet in Bergen-Enkheim, wo ich für ein wertvolles Jahr der 52. Stadtschreiber sein darf, kam ein älterer Herr in den Garten meines vorübergehenden Domizils, der sich als mein „Nachbar von gegenüber" vorstellte. Eine distinguierte Erscheinung und mit gepflegter Sorgfalt (vor)sprechend. Er gab mir, nachdem wir ein wenig geplaudert hatten, einen wohlwollenden Tipp. Dahingehend nämlich, wo ich mein Auto völlig strafzettelfrei parken könne. Ich hatte natürlich angesichts des zunehmenden Schilderwaldes einen der Verbotshinweise übersehen.

Es war ein angenehmes, mir herzlich zugewandtes Gespräch, das mit einem, mich ebenso herzlich nachdenklich stimmenden Abschiedsgruß endete. Ich will Ihnen die so aufrichtigen wie anregenden, elegant geschmunzelten Worte nicht vorenthalten. Aber dazu dann doch später im Text. Lassen Sie mich etwas ausholen, um auf diese, für mich seither in meinem Alltag geflügelten Worte, am Schluss dieser Kolumne zurückzukommen.

Ich möchte Ihnen also zunächst einen anderen Satz anvertrauen. Frei nach einem alten Sprichwort, quasi zum Auftakt dieser Kolumne, erst einmal ein Bonmot, das heißt eine von mir leicht variierte Redewendung, deren Herkunft Sie wahrscheinlich erahnen werden: „Reisen machen Wortschätze." Die Erkenntnis fiel mir irgendwann im „N:irgendwo" nicht nur wie Schuppen von den Augen, sondern schwebte mir wie Melodik- und Rhythmusflocken in die Ohren. Es wird Ihnen vielleicht auch schon passiert sein, dass da plötzlich ein Wort die Zuhör-Seele erreicht, das so umarmend-perspektivisch klingt, dass es den gesamten Körper zu berühren vermag.

Filigrane Kantaten

Ich meine sowohl die denkenden, als auch die fühlenden Seiten des Körpers. Filigrane Kantaten. Da ist auf einmal ein aromatischer Klang, ein Sound, der Sie streichelt, ein Rhythmus, der sich „einzittert." Wie Blütenblätter, die dem Wind zuhören. Kleinste Lautvibrationen. Als wäre das Wort selbst eine ins Leisere, ins Nachtlicht flüsternde Zikade, die sich noch nicht ganz ins Erwachsensein der Dominanz traut oder ein linder Atemzug der Luft, die flüchtige Berührung ihrer zärtlichsten Sommerbrisen.

Selbst dort, wo wir Unangenehmes oder Lästiges erwartet haben, können uns bisweilen Worte retten. Sprache und durch sie ihre „W:orte" sind immer wieder fein schimmernde Augenblicke oder „eintönende" Wunder für unsere Empfindungen. Wörter, die uns durch ihre Präsenz in erweiterte Begriffe und in ein neues „Beg:reifen" führen. Oft Sätze, die einen Lebenstext in das Wörtchen „Hoffnung" verweben. Ins Ungeahnte. Auch ins Ungeahnte der Entscheidung, keine Angst zu haben. Dass es doch ein Menschliches, eine menschliche Sehnsucht in uns allen gibt. Nicht nur passiv und dahinschlummernd. Sehnsucht nach Sprache ist Sehnsucht nach Leben, ist Sehnsucht nach „Mehrsamkeit". Sehnsucht nach Leben ist Sehnsucht nach Gefühlen und Gedanken. Oder wie es der Dichter Ales Steger in seinem jüngst erschienen Essay „Ohr Sein – Für ein Leben in Achtsamkeit" so treffend sagt: „Fühlen und Denken sind keine getrennten Funktionen, sie bedingen sich gegenseitig".

Die Ausflüge in andere Lebenswirklichkeiten lassen uns an kleineren und größeren Entdeckungen teilhaben. Was wir dann mit diesen „F:undstücken" machen, das liegt völlig in unserer Hand. Um nicht zu sagen auf unserer Zunge. Ein opulenter Tanzball der Wörter und ihrer Bedeutungshöfe. Ein spielerischer Reigen. Nicht nur Kleider machen Leute, sondern auch Wort-Schätze machen sie. Besonders dort, wo der Mensch auf Reisen geht. Ein Unterwegs-Sein. Im Bekannten und Unbekannten. Worte reichen sich mir deshalb bisweilen wie Hände zum poetischen Kaleidoskop. Hin und wieder forsch, alsbald zögerlich. Warm, kalt, nass oder manchmal trocken. Niemals langweilig. Stets indes: abenteuerlich geheimnisvoll. Wundersamer Tanz der Ausdrücke. Im Herzen. Im Kopf. Meist lustvoll; spitzbübisch, frohgemut und schön-melancholisch; verwegen, kopfschüttelnd oder nackennackt in ihrer Weisheit.

Dabei unterscheide ich – nicht konsequent aber häufig – zwischen Worten und Wörtern. Erstere sind wohl das Gesagte; letztere die grundierende Voraussetzung, etwas zu sagen. Sagen zu dürfen, sagen zu können; irgendwann gar sagen zu müssen. Worte sprechen einen Zusammenhang an; Wörter fallen mir vor die Füße oder fallen mir zu. Hin und wieder fallen sie mir auch ein. Ohne dass ich den ebenso unverhofften Einfällen auf den (erklärenden) Grund gehe. Auch Zufälle lasse ich gerne geschehen, weil mit ihnen, als Fingerzeig des Geistes, in mir etwas geschieht. Sehr sprachphilosophisch, mögen Sie jetzt zurecht denken.

Dennoch: ich fühle mich in diesen, mir zu- und eingefallenen Wörtern „fremdlings" zuhause; sie sind mir ein Sprachdach, das mich birgt. Eine Art Unterschlupf. Domizil der „W:orte" könnte ich auch sagen. Sprache behütet mich in ihren Wörtern, die mir die Welt entlärmen. Ein Still-Schrei, der mich mit der Stille des Ungesagten zu verbünden weiß. Wider jegliche Angst. Ich, der Schreibende, wird also zum eigenen Komplizen. Ich höre, ich fühle (mein Denken); ich denke mein Gefühl weiter und lichte meine Empfindungen.

Alles gesagt

Die Worte, die mein Nachbar mir zum Schluss in mein Ohr-Herz legte, waren übrigens die folgenden und nachklingenden: „Bis neulich!" sagte er und schmunzelte. Ist das nicht toll? Weil so ehrlich: „Bis neulich". Alles gesagt und vorausgeahnt. Welch Zungenflattern der Wirklichkeit und: jeder Abschied ist ein Kontinuum. Eine Geschichte, die weitergeht. Heute schon. Das Gestern im Morgen erkennen, das immer ein Heute bleibt.

Bis bald!